Irene Dische
Dankesrede für die Verleihung des Jonathan-Swift-Preises

(Zürich, 8. November 2026)

Am Anfang war das Paradies, und mitten im Paradies stand der prächtige Baum der Erkenntnis, in Englisch genannt Tree of Knowledge. Gott verbot Adam und Eva, seine Früchte zu essen. Erkenntnis würde sie zugrunde richten. Adam und Eva naschte die köstliche Frucht, und da hatten wir die Bescherung.

Seit das Paradies verloren ging, balgen sich zwei Menschengruppen um die Herrschaft auf Erden – der eine Stamm glaubt an seinen Grips, die aus Bildung und Denken gewonnene sogenannte Vernunft, der andere Stamm weiss einfach instinktiv, was er zu glauben hat. In meiner Heimat, den Vereinigten Staaten, gehen sich die beiden Stämme seit Jahrhunderten an die Gurgel.

Wenn der ewige Streit zwischen ihnen jetzt beigelegt ist, dann nicht, weil ein Stamm gesiegt hätte. Der Stamm, der einst an die Macht des Verstands glaubte, hat sich gegen sich selbst gewendet. Keim der Autoaggression war die Auffassung, jedes einzelne Mitglied der Gesellschaft müsse vor Beleidigungen aller Art geschützt werden. Die Angst vor Grobheiten wird in den USA von einer nur allzu rationalen Angst vor Schusswaffen geschürt. Diese Angst hat Formen des Anstands hervorgebracht, um die Europa uns beneidet. Neulich erst schnitt im Berufsverkehr in New York City ein Autofahrer einem anderen den Weg auf die George Washington Bridge ab. Auch Autofahren ist eine Form des Dialogs. In der Mitte der Brücke schoss der gekränkte Fahrer den Verkehrsrowdy in den Kopf. Er steht nicht wegen Mordes, sondern wegen Totschlags vor Gericht, weil er provoziert wurde. Das wird allen Autofahrern eine Lehre sein. Zumindest eine Zeitlang dürfte der Berufsverkehr in New York City von guten Manieren geprägt werden.

Da sich Reden und körperliche Gewalt ausschliessen, wurden Beleidigungen im Lauf der achtziger Jahre zu einem Phantom, vor dem kultivierten Menschen angst und bange wurde, denn da sie Krieg und Armut nicht aus eigener Erfahrung kannten, hielten sie die Seele für den schwächsten Teil des Menschen, der vor mündlichen wie schriftlichen Kränkungen geschützt werden musste.

Mit einfachen, verbissen durchgesetzten Regeln nahmen diese wohlbehüteten und wohlerzogenen Leute die Redefreiheit immer mehr an die Kandare. Schusswaffen wurden nie verboten, wohl aber bestimmte Ausdrücke, und die alte Weisheit „Sticks and stones will break my bones, but names can never hurt me“
Stock oder Stein bricht mein Gebein, doch Worte bringen keine Pein“ wurde in die Tonne getreten.

Als „marginalisierend“ galten zunächst Wörter, die sich auf Hautfarbe bezogen, später solche, die dem Gender galten. Nachdem die grösseren Minderheiten ihre Ansprüche auf Schutz vor den angeblich so schweren Geschützen der englischen Sprache angemeldet hatten, zogen die kleinsten Gruppen schnell nach. Gender zerfiel in viele gleichermassen „verletzliche“ Teile, die allesamt Schutz nötig hatten. Simple Semantik löste stürmische Debatten aus. Der Nebenkriegsschauplatz war ein Segen für den anderen Stamm. Die Tatsache beispielsweise, dass Frauen auch heute noch zwanzig Prozent weniger verdienen als gleich qualifizierte Männer, geriet auch an den Universitäten in Vergessenheit. Wörter wiegen schwerer.

Als Herausgeber und Lektoren die Literatur immer mehr einschränkten und dafür sorgten, dass nur anerkannte Mitglieder von Minderheiten über diese schreiben durften, mussten sich sogar Übersetzer fügen, wenn sie diesen Minderheiten nicht wehtun oder aber ihren Zorn auf sich ziehen wollten, und so wurde auch das Leben an den Universitäten immer restriktiver. Übertretungen wurden mit dem gefürchteten „Canceln“ geahndet.

Individuelles Leiden bekam Ehrentitel. Ein „Überlebender“ ist heute nicht mehr jemand, der den Holocaust überlebt hat. Der Begriff ist ein Synonym von „Opfer“ geworden und bezeichnet jemanden, der eine unerwünschte sexuelle Erfahrung oder eine im Tausch für Beförderung oder Geld gewährte sexuelle Gunst „überlebt“ hat. Ein Professor an einer angesehenen kalifornischen Universität hielt sich strikt an die neuen Sprachregelungen und stellte sich zu Beginn jedes Semesters als „cisgender schwul mit den Pronomina er / sein“ vor. So ist’s brav. Sexuelle Vorlieben sind in unseren gefährlichen Zeiten keine Privatsache mehr, und jeder braucht eine Schublade. Eines sorglosen Nachmittags sprach er/sein einer genialen jungen Studentin das Lob aus, sie habe „echt Cojones“, weil sie in einem Essay ein schwieriges Thema in Angriff genommen hatte. Das weitverbreitete Kompliment, bezogen auf Hoden, triggerte das „Sicherheitsbedürfnis“ einer anderen Studentin, die ungebeten zur Ohrenzeugin geworden war.

Der Satz „Ich fühle mich nicht mehr sicher“ versetzt Hochschulangehörige in Panik. Wie sich zeigte, hatte der Professor einen Transgender-Studenten, der die Abgabe einer Arbeit monatelang verschleppt hatte, von oben herab behandelt. Der Dekan wies ihn an, sich ein Semester lang beurlauben zu lassen. Von einer Meute Studenten wurde er dann online gemobbt und kündigte ganz.

Wörter sind so wichtig geworden, dass eine Aussage heute genauso schwer wiegt wie eine Handlung. Man muss sich von den Übeltätern „distanzieren“ und ihre Taten verurteilen.

Drückt man sich vor der öffentlichen Hinrichtung, ist man selbst erledigt. Und wenn man mit dem Schuldigen Kontakt pflegte, wird man in den Medien an den Pranger gestellt.

Dort steht momentan ein gewisser Leon Botstein, Präsident des Bard College. Einst als „Michelangelo des Fundraisings" gefeiert, bestand seine Todsünde darin, von einem schuldig gesprochenen Sexualstraftäter Spenden für seine Institution eingeworben zu haben. Zur Rechenschaft gezogen, gab Botstein pflichtschuldigst eine Erklärung ab, in der er den Spender „ein Monster" nannte. Das reichte nicht. Der in Zurich geboren, immigrierte Sohn jüdischer Flüchtlinge hatte mit den Spenden – als „schmutziges Geld" tituliert, wenn es von einem Straftäter stammt – hundert afghanischen Flüchtlingen das voll finanzierte Studium an seiner Universität ermöglicht und darüber hinaus Professoren eingestellt, die vor der Verfolgung (in Russland) oder aus Kriegsgebieten (wie Syrien) geflohen waren. Er hatte Gefängnisinitiativen im ganzen Land unterstützt und Langzeithäftlingen die Aus- und Weiterbildung ermöglicht. Ausserdem hatte er mit den Spenden einen Studiengang für ledige Mütter inklusive kostenloser Kinderbetreuung, bezahlten Praktika und dem Pendant eines Bachelor of Arts eingerichtet. „Ich würde auch vom Teufel Geld nehmen", sagte er.

Er war achtzig Jahre alt und hatte die letzten vierzig Jahre auf dem Campus gelebt, als der Zorn der Gerechten über ihn hereinbrach. Er hatte nur wenige Stunden Zeit, sein Büro zu räumen. Einige wenige Studenten, die er aus Kriegsgebieten gerettet hatte, meldeten zaghafte Bedenken an, aber die meisten heulten mit den Wölfen, sie fühlten sich „nicht mehr sicher", wenn der ehemalige Präsident auch nur den Campus betrete. Ein paar Minuten lang war sogar Gaza vergessen.

Der Erde drohen heute weit mehr Gefahren als in meiner Kindheit gegen Ende der Steinzeit, als meine Eltern das Gefühl hatten, sie müssten mich für das Überleben wappnen. Noch in der Grundschule, fuhr ich zweimal am Tag Ubahn unbeaufsichtigt durch eine brutale Grossstadt. Um mich zu beschützen, schickten meine Eltern mich auf eine katholische Schule. Am meisten Angst machte mir die Beichte, weil der Priester immer wieder wissen wollte, ob ich „in Gedanken, Worten oder Werken" gesündigt hätte, denn beim Schreiben von Schweinkram war ich eine Wiederholungstäterin. Aber ich entkam den Fängen der Kirche, als ich unser Familiengeheimnis erfuhr: Meine Eltern waren jüdische Flüchtlinge, und ihre Verwandten waren ermordet worden. Sehr viel später ahnte ich das psychische Motiv meiner Mutter, die gewaltsame Tode zum Beruf gemacht hatte und Stellvertende Oberste Gerichstmediziner von New York City geworden war. Meine Eltern belogen mich nach Strich und Faden, was unsere Familiengeschichte betraf, setzten mich aber der nackten Realität aus – meine erste Autopsie bekam ich mit sieben zu sehen. Meine Mutter wollte mich abhärten. Für den Fall, dass erwachsene Männer in der brechend vollen U-Bahn ihre Lenden an mir reiben wollten, gab sie mir eine schwere, mit Spikes besetzte Armkette und

sagte „Drück ihnen die rein“. Mit sechzehn Jahren ging ich allein in die grosse weite Welt hinaus, unschuldig und abgehärtet bis an die Zähne. Die New Yorker U-Bahn war eine gute Schule fürs Leben gewesen. Als siebzehnjährige Ausreisserin blieb ich in der Revolution in Libyen stecken. Drei Einheimische, die mich in Tripolis in ihrer Gewalt hatten, liessen mich vor Schreck laufen, als König Idris’ Palast explodierte. Danach lit ich ein Jahrlang an Schlafstörungen. Da wusste ich aber schon, dass meine Flüchtlingseltern nie den Luxus gehabt hatten, sich für solche Abenteuer entscheiden zu können. Sie hatten weit grössere Gefahren hinter sich als ich in meinem ganzen Leben, und sie hatten weit mehr verloren.

Ich bekenne also, dass ich bedenkenlos „schmutziges Geld“ von einem Sexualstraftäter annehmen würde, wenn ich damit meine Familie aus einem Konzentrationslager befreien könnte, so wie ich auch meine Enkeltochter beschützen würde, wenn sie bedroht wäre und Geld sie in Sicherheit bringen könnte. Wenn es in meiner Macht stünde, würde ich mit schmutzigem Geld auch afghanische oder syrische Jugendliche retten. Leider habe ich diese Macht nicht. Als ich Botstein in New York neulich verteidigt habe, wurde ich angeschnauzt, er hätte keine Verteidigung „verdient“.

Vor ein paar Jahren erschien ein wahrhaft weiser Mann auf der politischen Bühne der USA. Er hatte keine Angst vor Tabubrüchen. Er brach sie zum Spass. In Sachen Hass, Vulgarität und Gier war er grundehrlich. Er war laut. Und er beflügelte andere, laut zu werden.

In der politischen Arena der USA riss die eine Gruppe also die Klappe auf, während sich die andere darauf konzentrierte, die Klappe zu halten. Dem weisen Mann gelang ein genialer Coup nach dem anderen. Indem er sich zum „Genie“ ernannte und sogar seine eigene Universität gründete, annektierte er den Anspruch des stolzen Vernunftstamms auf intellektuelle Überlegenheit. Eine gelangweilte Bevölkerung übergab ihm die politische Macht. Während die Gebildeten an Wörtern herumdokterten, machte er sich an ihre Ausrottung. Er musste keine 20'000 Bücher an einem Abend verbrennen wie einer seiner glorreichen Vorgänger, weil heutzutage sowieso kaum noch jemand liest. Aber genau wie sein Vorgänger versprach er seinem Stamm einen höheren Lebensstandard durch die Beraubung anderer Stämme. Er feierte die Gewalt und hoffte ungeniert auf eine internationale Achse der Diktatoren. Die denkende Klasse passte einfach nicht auf, als er ihr den Gnadenstoß versetzte, indem er die künstliche Intelligenz in „Superintelligenz“ umtaufte.
Superintelligenz kann in zwanzig Sekunden eine Kurzgeschichte im Stil von Jonathan Swift schreiben. Die Bibliotheken der Welt sind von dieser verblüffenden Maschine verschlungen worden, und der Baum der Erkenntnis wurzelt heute im Cyberspace. Der besonnen denkende Stamm könnte demnächst feststellen, dass sein Intellekt veraltet ist. Jedenfalls wird es sehr viel schwerer werden, mit einem intakten Verstand noch Geld zu verdienen.

Unterdessen ist die Wahl traumhaft ausgegangen. Als Vergeltungsmaßnahme hat Trump Steven Miller als seine rechte Hand eingesetzt, der die Democratic Partie öffentlich eine „domestic, extremist organization“ nennt. Es wird noch heftig werden. Es gibt einen jüdischen Witz: Wieso schaut die jüdische Großmutter den Porno bis zum Schluss? Weil sie auf die Hochzeit wartet. Ohne Happy End gibt es kein Ende, wir müssen einfach abwarten. Wie verärgerte Anrufer in der Warteschleife des amerikanischen Kundendienstes zu hören bekommen: Vielen Dank für Ihre Geduld.

(Aus dem Englischen von Ulrich Blumenbach)